

Buchbesprechungen

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Zeitschrift für schweizerische Archäologie und Kunstgeschichte =
Revue suisse d'art et d'archéologie = Rivista svizzera d'arte e
d'archeologia = Journal of Swiss archeology and art history**

Band (Jahr): **8 (1946)**

Heft 2

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Buchbesprechungen

J. P. KOLTZ: *Baugeschichte der Stadt und Festung Luxemburg*, Bd. I.

Nach einer sehr langen Vorbereitung liegt der erste Teil einer weitschichtigen Arbeit vor uns. Mehrere Male schien es, die Kriegsfurie würde auch hier das ganze Schaffen zunichte machen. Trotz allen Schwierigkeiten und Hindernissen konnte uns J. P. Koltz die Baugeschichte seiner Vaterstadt vorlegen. Sie umfaßt in ihrem ersten Band die Zeit von den Anfängen bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts.

Unter der Herrschaft der Römer war Luxemburg weder wirtschaftlich, noch strategisch besondere Wichtigkeit beigemessen; es war lediglich Durchgangsstation, denn mehrere Straßen berührten das heutige Stadtgebiet. Sie bildeten wohl die erste Grundlage für die mittelalterliche Stadtentwicklung. Den Kern der eigentlichen Stadt bildet zweifelsohne der Festungsturm auf dem Fischmarkt; er stammt aus dem 8. Jahrhundert und ging 963 an Graf Siegfried I. über. Dieser baute aber seine Stammburg auf den «Bockfelsen», in die Flußschlinge der Alzette, etwas weiter östlich, hinein; das Gebiet um den alten Turm, das castellum, erhielt den Charakter einer Vorburg. Zu Vergleichszwecken aus der Schweiz wäre zum Beispiel die Anlage der Kyburg heranzuziehen. In dieser Vorburg entwickelte sich schon in wenigen Jahrzehnten eine Marktsiedelung, so daß der neue Festungsgürtel mit seinen 12 Türmen und Toren, welcher um 1050 entstand, erklärlich wird. An der gesamten Entwicklung war aber die Kirche erheblich beteiligt. Auf das Jahr 1038 fiel die Gründung der Benediktinerabtei unserer Lieben Frau und im 13. Jahrhundert ließen sich die Franziskaner, die Klarissinnen und die Deutschritter nieder. Sie bildeten alle neue Siedlungskerne und es erstaunt nur, daß die Hauptbesiedlung nicht in die Halbinsel hineinging, wie dies doch bei unseren Städten wie Bern oder Freiburg so charakteristisch ist, sondern eher gegen Westen. Das 14. Jahrhundert sah dann bereits eine dritte Ringmauer, die sog. Wenzelsmauer, von der noch heute beträchtliche Teile erhalten sind.

Verarmung des Fürstenhauses brachte die Stadt in andere Hände. Das hatte zur Folge, daß die Stadt in die Interessensphären der Großmächte hineinglitt, und plötzlich strategische Bedeutung ersten Ranges erhielt. Das brachte aber nicht in erster Linie Auf-

schwung, sondern viel mehr Leid. So erlitt die Stadt 1479 drei Belagerungen, und vor allem in den großen Auseinandersetzungen zwischen Karl V. und Franz I. hielt sie mehreren Kanonaden stand. Was aber Menschenhand nicht vernichtete, das fiel noch vielfach den Naturgewalten zum Opfer. Feuersbrünste, besonders diejenige von 1554, vernichteten ganze Stadtviertel. Dadurch erhielt die Stadt beim Wiederaufbau einen ganz andern Charakter, sie bekam das Gesicht einer «Renaissancestadt»; der von Karl V. ernannte Gouverneur Peter Ernst von Mansfeld hatte daran wesentlichen Anteil. Nicht nur die Festungsbauten, sondern auch die öffentlichen Gebäude und selbst die Bürgerhäuser wurden nach bestimmten Richtlinien aufgeführt. Besonderes Augenmerk verdienen aber die Befestigungen der Stadt, sie gaben ihr ein ganz besonderes Gepräge. Aus einzelnen Werken suchte man nach und nach eine zusammenhängende Anlage, ein «Gibraltar des Nordens» zu machen. Besonders starke Forts entstanden unter der Herrschaft der Spanier 1671–84. Vor allem baute man zahlreiche gedeckte Artilleriestellungen usw. nach vaubanschem Muster.

Im 18. Jahrhundert entstanden die Werke der Österreicher. Neu war damals die Verwendung von unterirdischen Minennetzen, wie denn überhaupt große Teile der Gesamtanlage unter dem Boden ausgeführt waren. Dies war allerdings nur in den dortigen weichen Gesteinsmassen möglich.

Einen tiefen Einschnitt in die gesamte Entwicklung riß die französische Revolution, welche ihre Wellen bis nach Luxemburg aussandte. 1795–1814 war die Stadt durch die Franzosen besetzt. Dies war nicht nur wirtschaftlich, sondern auch baulich sofort spürbar. Die Klöster wurden aufgehoben; viele kirchliche Gebäude mußten militärischen Zwecken dienen. Aufschauen konnte die Stadt erst wieder, als der Schweizer Henry Dufour, 1814 als Kommandant der hessischen Blockadetruppen Gouverneur von Luxemburg wurde. Kurz nachher erklärte man sie als Festung des deutschen Bundes unter gemeinsamer Verwaltung durch die Holländer und die Preußen. Immer noch trachtete man darnach, die Festung zu verstärken. Noch 1859 lagen neue Pläne bereit, und als in den 60er Jahren die Eisenbahn ihren Einzug hielt, mußten die Dämme, Viadukte und die gesamten Geleiseanlagen nach strategischen Gesichtspunkten erstellt werden.

Ein besonders schwieriges Kapitel aller mittelalterlichen Festungsanlagen bildete die Wasserversorgung. Das galt auch für Luxemburg. War die Lösung leichter für die Unterstadt, so war sie umso schwerer für die Oberstadt und die Burg. Unten konnte man Quellen benutzen, oben war man gezwungen, das Regenwasser zu sammeln. Das alte System des Tretrades konnte erst 1843 durch eine Druckpumpe abgelöst werden. Eine Quellwasserversorgung im Stadttinnen konnte erst durch schwere Aussprengungen von Galerien 1866 verwirklicht werden. Die Festungswerke selbst erhielten gesonderte, bombensichere Zisternen.

Die Baugeschichte dieser Festungsstadt ist hochinteressant; sie veranlaßt uns Schweizer, unwillkürlich Vergleiche mit unseren Stadtanlagen zu ziehen. Die Sonderentwicklung Luxemburgs kommt dadurch immer kräftiger zum Ausdruck; sie ist nicht nur politisch, sondern vor allem auch geographisch und geologisch bedingt.

Ein reiches Bildermaterial an Photographien, Plänen und Rekonstruktionen verleiht der gut fundierten Arbeit erhöhten Wert. Kostbar ist, daß heute noch große Teile der alten Festung erhalten sind. Luxemburg bildet für die Geschichte der Festungsbaukunst des Mittelalters und der neueren Zeit einen wichtigen Beitrag. Daß die beiden folgenden Bände dieser Baugeschichte eine wertvolle Ergänzung darstellen werden, ist nicht zu bezweifeln.

Hugo Schneider.

OTTO TSCHUMI, *Burgunder, Alamannen und Langobarden in der Schweiz*, auf Grund der Funde im Historischen Museum Bern. Bern 1945, 267 Seiten, 71 Textabbildungen und 27 Tafeln.

Der Verfasser vereinigt in diesem Band eine Reihe von Aufsätzen, die im Jahrbuch des Historischen Museums Bern als «Beiträge zur Siedlungsgeschichte des Kantons Bern» in den Jahren 1939–1944 erschienen sind. Das Museum Bern besitzt eine der wichtigsten Sammlungen für unsere Kenntnis des schweizerischen Frühmittelalters. Deshalb ist es an sich dankenswert, einen beträchtlichen Teil dieses Materials vorgelegt zu bekommen. Die wichtigeren Funde werden teils in Photos, teils in sehr guten Zeichnungen dargestellt. Der Interessent wird also in die Lage versetzt, einen gewissen Überblick über ein Hauptgebiet der Westschweiz zu bekommen. Sehr aufschlußreich sind die Pläne einzelner Gräberfelder, die zu einer näheren Analyse der Verteilung der Fundtypen darin geradezu anregen. Da die Inventare der Gräber aber nur aufgezählt und nicht abgebildet werden, ist dies leider doch vorerst nur im Museum Bern selbst möglich. Die Art des fortlaufenden Erscheinens dieser Aufsätze bringt es natürlich mit sich, daß die erläuternden Bemerkungen in bunter Folge in

den Text eingestreut sind. Die kurzen zusammenfassenden Bemerkungen am Schluß vermögen einen Überblick nicht zu geben. Erst ein vollständiges Studium des Buches ermöglicht es, zu sehen, welche große Arbeit der Verfasser geleistet hat. Einen Katalog einer großen Zahl größerer und kleiner Gräberfelder herauszugeben, ist mühsam und zeitraubend. Überall blickt das Problem Burgunder-Alamannen durch. Es wird von den verschiedensten Gesichtspunkten aus beleuchtet, ohne allerdings zu einer für den Leser ganz klaren Lösung zu kommen. Denn dazu brauchte es natürlich nicht nur die Funde des Museums Bern, sondern die der ganzen Westschweiz und vor allem einmal eine große Zahl von Typenkarten, die ja eines der methodisch klarsten und besten Hilfsmittel der archäologischen Forschung darstellen. Ein Resultat kommt aber klar heraus, nämlich daß wie in der Ostschweiz der Großteil der Gräber in das 7. Jahrhundert gehört, also ebenfalls die enorme Bevölkerungszunahme jener Zeit mit allen ihren Konsequenzen festzustellen ist. Dazu kommen die bekannten Besonderheiten der Westschweiz, wie die großen silbertauschierten und die figürlich verzierten Schnallen.

Es überrascht mich auf S. 51 das Resultat einer Materialanalyse des Goldschmiedes M. Pochon, daß für Tauschierung wirklich auch Gold verwendet wurde. Die Eidg. Materialprüfungsanstalt hat kürzlich verschiedene Proben gelben Materials spektralanalytisch untersucht und keine Spur von Gold nachweisen können. Ein anderes Problem betrifft das häufige Vorkommen römischer Gegenstände in den Gräbern. Der Verfasser versucht sie chronologisch auszuwerten oder damit gar direkte Beziehungen zu den Römern herzustellen. Solche Gegenstände finden sich auch in Alamannengräbern gar nicht selten. Es sind sicher z. B. in römischen Ruinen gefundene Dinge, für die man Verwendung hatte. Deshalb etwa vom Auftreten römischer Grabriten bei Gräbern des 7. Jahrhunderts von Bümpliz zu sprechen (S. 65) oder von einer frühen Belegung des Gräberfelds von Ursins wegen des Vorkommens römischer Münzen (S. 196), geht m. E. nicht an. Wir finden in den Gräbern ja sogar neolithische Steingeräte, ohne deshalb Alamannen des 7. Jahrhunderts n. Chr. mit irgendeiner Kultur des 2. Jahrtausends v. Chr. in Zusammenhang bringen zu wollen. Andererseits sind die Gräber 76, 97 und 115 von Bümpliz keinesfalls keltisch-römisch, sondern rein keltisch. Die Fibeln Fig. 24,2 von Neuenegg sind kein Latène-Typus, sondern späthallstattisch. Die Scherben von Spiez (Fig. 30) sind sicher nicht älter als späteres 13. Jahrhundert. Dies sind einige Bemerkungen, die den großen Nutzen des Buches für den Forscher natürlich nicht beeinträchtigen. Wir empfehlen es jedem, der sich mit Fragen des frühen Mittelalters beschäftigt.

E. Vogt

WERNER WEISBACH, *Religiöse Reform und mittelalterliche Kunst*. 48 Bilder, 17 Tafeln. Verlagsanstalt Benziger & Co., A.G., Einsiedeln/Zürich, 1945.

Les historiens de l'art ne considèrent-ils pas trop fréquemment les œuvres du moyen âge sous leur seul aspect « corporel » — conditions matérielles, extérieures —, oubliant que l'art foncièrement chrétien témoigne d'une grande unité que lui confère son « âme » ? Aux réalités de l'au-delà s'éclaire le symbolisme de l'art chrétien médiéval ; il est fonction du mystère central de la Rédemption. Un plan initial parfait, bouleversé par le péché, puis rétabli par les mérites du Sauveur et le bilan final au seuil de l'éternité ; tel est le résumé de l'histoire du genre humain, fixé aux trois supports divins de la Création, de la Rédemption et du Jugement dernier. Les problèmes antithétiques du mal et de la grâce y trouvent leur solution adéquate.

Or, Werner Weisbach a le grand mérite de juger de l'art du moyen âge par son caractère spirituel, dogmatique, dont le monde surnaturel de la Rédemption occupe l'espace central. En partant de la réforme de Cluny qui préluda, en Europe, à l'extirpation de l'esprit païen ou hérétique et simultanément à la montée de la sève chrétienne, l'auteur se propose de fixer quelques jalons destinés à nous guider dans le domaine fabuleux de la plastique romane. On y perçoit l'époque héroïque de fermentation chrétienne jusqu'à son fulgurant épanouissement à l'ère des croisades et des cathédrales. Un centre inébranlable, la Rome des Papes ; une source inépuisable de force spirituelle et morale, l'abbaye bénédictine de Cluny, soutien de la Papauté contre la tutelle féodale et les excès de l'investiture. Inutile de vouloir chercher dans ce remous des deux siècles romans, la logique scrupuleuse des 13^e et 14^e siècles gothiques. Les 11^e et 12^e siècles se caractérisent par une autre cohérence, plus grandiose, mais qui échappe trop souvent à notre esprit habitué aux mesquines méthodes déterministes. Quelques grandes vérités immanentes, celles du dogme chrétien, constituent les principaux thèmes de l'iconographie établie et développée selon l'esprit clunysien : le Christ de majesté, la Vierge, Mère du Sauveur, et l'Évangile de l'Enfance de Jésus en regard des figurations du mal : vices personnifiés, scènes de discords, peines de l'enfer. Puis apparaissent les paraboles du mauvais riche et du pauvre Lazare, celle des dix Vierges et l'histoire du moine Théophile. Au total, ce sont les problèmes du mal (du péché à l'enfer) et de la grâce (le salut par la Rédemption). Parmi les figurations prodigieusement diverses, l'auteur s'applique principalement à l'explication méthodique des sculptures monstrueuses et démoniaques, figurant la lutte des vices et des vertus, le bien triomphant du mal. Ses nouvelles interprétations des scènes fabuleuses de Moissac, Toulouse, Vézelay,

Autun, St-Gilles, St-Trophimes d'Arles, à l'encontre d'opinions admises communément par les historiens, nous paraissent, à quelques exceptions près, fort probantes. Grâce à son exposé clair, intéressant, voire captivant, le sujet extrêmement touffu se clarifie, de nombreux points d'interrogation s'évanouissent d'eux-mêmes et le lecteur discerne mieux les grandes lignes de l'iconographie romane. Weisbach s'emploie à répudier sans retour les interprétations arbitraires, en revoyant chaque problème sous l'angle de la réforme clunysienne. Par delà ses analyses, le lecteur se complait aux similitudes qu'offre notre art contemporain, cubiste et surréaliste avec l'art roman à Moissac, Vézelay, Autun. Il y découvre la même obsession du problème du mal et du péché, la même grande part réservée aux rôles angéliques ou démoniaques. Aussi ne s'étonne-t-il plus de la vigoureuse réaction cistercienne contre les excès de l'art clunysien. Selon l'auteur, saint Bernard ne se serait pas élevé sans discernement contre tout art décoratif destiné aux églises, mais plutôt contre la trop grande tolérance vis-à-vis d'une certaine génération d'artistes à l'imagination morbide et vagabonde, protégés par les Clunysiens, à une époque de manifeste décadence religieuse. Et c'est à l'explication d'un monde plastique apparemment rempli des incohérences combattues par saint Bernard que s'applique Weisbach avec un réel bon sens, très perspicace.

Toutefois, l'auteur, comme Emile Mâle lui-même, n'a pas échappé à tous les écueils. La difficulté de trouver dans les reliefs figurés de l'art roman la signification symbolique ou simplement le rôle ou la destination décorative prouvent bien souvent que l'ornementation de l'époque n'est plus conservée dans son intégrité et son unité : remplacement d'éléments essentiels, disparition de peintures murales dont le rôle devait être le complément des sculptures, emploi arbitraire d'anciens matériaux plastiques à la décoration de nouveaux édifices. Tout cela a tellement brouillé les cartes, qu'il est parfois téméraire de hasarder un jugement équitable sur une image aussi mouvante que celle d'un kaléidoscope. Preuve en est le tympan du portail « las Platerias » à Santiago (fig. 16, p. 111-116), représentant les tentations de Jésus. Les parties rajustées l'ont été d'une manière arbitraire ; c'est un raccommodage très ingénieux se rapportant évidemment au thème de la tentation, mais dont les éléments hybrides ont été rajustés en dépit de l'unité plastique : personnages enchâssés dans une attitude invraisemblable, figures taillées dans le vif de la sculpture pour être placées dans un espace plus exigu, curieux mélange de reliefs totalement différents d'esprit et de facture. Il n'est donc guère possible d'en tirer des déductions iconographiques, aussi aisément que le fait Weisbach. Ainsi le rapprochement du thème de la ten-

tation du Christ et celui de la femme assise tenant le crâne de son amant n'est qu'artificiel. Il est bien plus prudent d'en revenir aux conclusions pertinentes de Gaillard qui, lui, avait vu juste.

Cet exemple mis à part et d'autres remarques analogues concernant notamment le portail de l'abbaye de Cluny exceptées, l'auteur mérite tout éloge pour sa remarquable érudition et l'esprit de sa méthode. L'ouvrage des Editions Benziger, où l'on eut désiré une part encore plus importante réservée à l'illustration, mérite toutes nos félicitations. P. Maurice Moullet, cordelier

GERHARD BERSU, *Das Wittnauer Horn im Kanton Aargau*. Seine ur- und frühgeschichtlichen Befestigungsanlagen. Monographien zur Ur- und Frühgeschichte der Schweiz, Bd. IV, Basel 1945, 118 Seiten und 42 Tafeln, Preis Fr. 32.-.

Das vorliegende umfangreiche Werk ist die Publikation der ersten großen Ausgrabung des archäologischen Arbeitsdienstes. Der Erfolg dieses in zwei Kampagnen durchgeführten Unternehmens ergab die Berechtigung zur Organisation weiterer ähnlicher Ausgrabungen, die die schweizerische Ur- und Frühgeschichtsforschung in bedeutendem Maße gefördert haben. Das Gelingen war natürlich dem erfahrenen Ausgräber Dr. Bersu, damals Direktor der Röm. germ. Kommission des deutschen Archäologischen Instituts, zu verdanken. Der Bericht gibt in vorzüglicher Übersicht Einblick in den Gang der komplizierten Untersuchung, die ein Schulbeispiel moderner Ausgrabungstechnik darstellt. Der Leser wird bald erkennen, daß Ausgraben heute nicht mehr als Vergnügen gelten kann, sondern als eine Arbeit, die eine berufliche Ausbildung, vor allem aber Erfahrung und natürliches Talent erfordert. An einem Objekt wie dem Wittnauer Horn könnte jahrelang herumgegraben werden. Die Pläne zeigen, wie das Terrain mit Schnitten systematisch abgetastet wurde und infolgedessen nur an ganz wenigen Plätzen noch weitere wesentliche Resultate zu erwarten wären. Es darf nicht übersehen werden, daß die Verarbeitung der Resultate nach Grabungsschluß neue Probleme erbringen kann.

Die Ergebnisse sind für die Geschichte unseres Landes, Befestigungswesen, Siedlungs- und Kulturgeschichte von allererster Bedeutung. Man ist überrascht zu sehen, welche große Bedeutung heute den Siedlungen fernliegende Gebiete in verschiedenen früheren Epochen hatten. Es fand sich eine auf dem Bergsporn des Wittnauerhorns sich ausdehnende Siedlung der späten Bronzezeit mit Häusern vornehmlich am Plateaurand und ein enormer Abschnittswall, der aus Holz und Steinen errichtet war, samt davorliegendem Graben. In der späten Hallstattzeit wurden die gleichen Stellen wieder besiedelt und der nach einem Brand zusammenge-

sunkene Wall erneut zur Befestigung hergerichtet, überdies aber über 100 Meter vor diesem Hauptwall eine Mauer mit Graben gebaut. Eine dritte nachweisbare Benützung des Platzes als befestigte Siedlung erfolgte in spätrömischer Zeit. Beträchtliche Reste einer Mörtelmauer und eines raffiniert angelegten Tores fanden sich über den Trümmern der prähistorischen Befestigungsanlagen. Es zeigt sich also, daß in verschiedenen Epochen eine analoge Situation der Unsicherheit bestand, die zur Anlage befestigter Siedlungen zwang. Als Resultat einer Kampfhandlung möchte man das Niederbrennen der Holzsteinmauer der Bronzezeitbefestigung betrachten, und möchte man nicht in den Eroberern der Festung die später dort siedelnden Hallstattleute erkennen? Es ist dies eine Frage der Datierung der nachgewiesenen Kulturgeschichten, die nicht von den Verhältnissen auf dem Horn aus gesehen kann. Bersu datiert die späteste Phase der Bronzezeit in die Jahre 850 bis 700 und die späte Hallstattzeit 600–500 v. Chr. Wenn er S. 85 trotzdem sagt, daß das Horn «bei einer kontinuierlichen Besiedlung», also «zwischen 850 und 500 bewohnt» war, so entspricht dies nicht ganz unseren heutigen Vorstellungen. Die Bronzezeit geht spätestens um 800 zu Ende. Es folgt dann die auf dem Horn nicht vertretene erste Stufe der Hallstattzeit. Die Hallstattfunde des Horns gehören in den ersten Teil der Späthallstattzeit, also rund ins 7. Jahrhundert vor Chr. Die Siedlungsperioden auf dem Horn, resp. ihre Träger, hatten also keinen Kontakt miteinander. Diese Kritik der Datierung hat selbstverständlich mit der absolut klaren Herausarbeitung der Verhältnisse auf dem Horn nichts zu tun. Sie ist vorbildlich.

Nicht minder gut ist die Ausstattung des Buches. Sehr gute Aufnahmen geben auch dem, der den Platz nicht kennt, eine ausgezeichnete Vorstellung von Gelände und Befund. Die Darstellung der Funde erlaubt eine kritische Betrachtung. Bei den Plänen ist die Klarheit hervorzuheben.

Niemand, der sich überhaupt mit schweizerischer Urgeschichte beschäftigt, wird das Buch missen können.

E. Vogt

WALO BURKART, *Crestaulta*. Eine bronzezeitliche Hügelsiedlung bei Surin im Lugnez. Monographien zur Ur- und Frühgeschichte der Schweiz, Bd. V, Basel 1946, 76 Seiten, 10 Textbilder, 25 Tafeln und 8 Planbeilagen, Preis Fr. 24.-.

Im Jahre 1935 hat Kreisförster Burkart die bronzezeitliche Siedlung Crestaulta entdeckt, einen Platz, der für unsere Kenntnis der südostschweizerischen Bronzezeit immer seine Bedeutung behalten wird, auch wenn Burkart seither nachgewiesen hat, daß es noch zahlreiche ähnliche Siedlungen in Graubünden geben muß. Die ersten Proben der Funde, die in vorläufigen Mittei-

lungen bekannt wurden, zeigten sofort, daß damit ein neues Kapitel der schweizerischen Urgeschichte angeschnitten wurde. Heute spricht man bereits von einer «Crestaulta-Kultur».

Der Verfasser will mit dieser Publikation Fundstelle und Funde nicht in jeder Hinsicht beleuchten und wissenschaftlich durcharbeiten, sondern er gibt sie damit der Wissenschaft zur Diskussion frei, ja, er wartet nicht einmal die ganze Ausgrabung des Platzes ab, um den Spezialisten für Bronzezeitfragen jetzt schon die Möglichkeit zu geben, sich ein gleichmässiges Bild schweizerischer Bronzezeitkultur zu verschaffen.

Der Crestaulta ist eine typische Hügelsiedlung. Wir wissen heute, daß auch andere Bronzezeitsiedlungen in Graubünden ähnlich liegen und es ist zu hoffen, daß einmal eine von ihnen vollständig ausgegraben werde. Die Verhältnisse liegen auf dem Crestaulta nicht einfach. Burkart unterscheidet drei Horizonte, die nicht horizontal liegen. Die abgebildeten Profile sind leider zu schematisch, als daß sie einen kritischen Einblick in diese Aufteilung gestatten würden. Manches ist auch deshalb noch unsicher, weil gerade die bei Höhensiedlungen so wichtige Randzone noch kaum angeschnitten ist. Hier werden spätere Grabungskampagnen noch manche Lücke unserer Kenntnis ausfüllen können. Es ist ebenfalls diesem Umstand zuzuschreiben, daß wir noch nicht sehr viel über die Art der Platzausnutzung für die Häuser erfahren. Einige Pfostenstellungen und sogar Reste verkohlter Holzböden wurden gefunden, so daß Pfostenbau feststeht. Selbst der Hüttengrundriß der untersten Schicht mit seinen 5 Pfostenjochen scheint mir noch nicht eindeutig zu sein. Nicht nur, weil das Areal auf seiner Ostseite noch nicht untersucht ist, sondern wegen des Fehlens eines ganzen Joches. Es fragt sich, ob der westliche Komplex aus 9 Pfosten mit dem sich darauf konzentrierenden Steinpflaster nicht allein schon ein Bau ist. Es gibt in der Bronzezeit so kleine Häuser. Höchst interessant sind die Terrassierungen mittels schön gefügter Trockenmauern zur Schaffung horizontaler Böden. Solcher Steinbau scheint für die bündnerische Bronzezeit geradezu charakteristisch zu sein, doch scheint er sich auf Unterbauten zu beschränken.

Erfahren wir über die Wohnweise auf dem Crestaulta bis zu weiteren Grabungen vorerst nur einiges Prinzipielles, so sind die Einblicke in die Kultur der Siedler mittels der Kleinfunde wesentlich reicher. Bronzen fanden sich wenige, aber auch sie werden bei eingehendem Studium große Bedeutung bekommen. Vor allem hat aber von Anfang an der Reichtum der Keramik überrascht. Dabei läßt sich feststellen, daß zwischen der Ware der drei Horizonte ganz wesentliche Unterschiede bestehen. Hätte man die Abbildungen nach Horizonten

geordnet, so wäre dies sehr eindrücklich geworden. Die Unterschiede gehen so weit, daß man wird untersuchen müssen, ob die drei Horizonte in eine gerade Entwicklungslinie gestellt werden dürfen, d. h. ob der Name Crestaulta-Kultur der Gesamtheit der Funde zukommt. Der Bündner Forschung verbleibt also die Lösung sehr weitschichtiger Probleme. Der Unterschied gegenüber der Kultur des schweizerischen Mittellandes kommt schon klar zutage, aber auch reichliche Beziehung zu südlichen und östlichen Kulturen. Zur Klärung des Bildes wird es freilich noch die Untersuchung anderer Plätze brauchen, deren Lage uns Burkart mit seinem bekannten Spürsinn sicher zeigen wird, wo er es nicht bereits getan hat. Wir haben ihm schon mit dieser Publikation eine wesentliche Abrundung unseres Fragenkomplexes für die Bronzezeit zu danken, und wir sind nun gespannt, zu welchen Schlüssen die Fachleute kommen werden.

E. Vogt

RITTMAYER, DORA FANNY: *Der Kirchenschatz des einstigen Klosters Pfäfers*. 85. Neujahrsblatt des Historischen Vereins St. Gallen. (40 Seiten Text, 38 Abbildungen.)

Die Verfasserin, bekannt durch die frühern Neujahrsblätter über das Goldschmiedehandwerk in St. Gallen und die Werke der Kathedrale, durch Monographien in Zeitschriften (vgl. ZAK VI, 19 ff.), besonders aber durch den Prachtband über die Luzerner Goldschmiedekunst, hat im neuesten Neujahrsblatt sozusagen zum Gedächtnis der vor 250 Jahren erfolgten Weihe der Pfäferser Stiftskirche und als Ergebnis der Kunstdenkmäler-Inventarisierung die Geschichte des Pfäferser Kirchenschatzes mit gewohnter Sorgfalt und Sachkunde dargestellt. In einem knappen Textteil ist aus umsichtig verwerteten Archivaufzeichnungen, Literatur und Katalogen die Begründung und Äufnung der Sammlung in den Epochen 1665–1798 (Brand bis Evakuierung) und 1798–1838 (Bestand vor der Liquidation), dann das Schicksal der einzelnen Silber- und Paramentgegenstände im Kunsthandel und bei Schenkungen behandelt. Inventarverzeichnisse der Pfäferser und übrigen Sarganserländer Kirchen, Goldschmiede-Nachweise (z. T. mit den Merkzeichen) und ein wohldotierter Anmerkungenapparat vervollständigen die Arbeit in wissenschaftlicher, 38 Wiedergaben von vorzüglichen Aufnahmen in illustrativer Hinsicht. Damit ist wieder eine inhaltsreiche Detailstudie gegeben, wie solche nach und nach das große Werk der Schweizerischen Denkmalinventarisierung ergänzen sollen, dem St. Galler Oberland aber, wo historische und antiquarische Interessen von jeher lebendig und im Volke verwurzelt waren, ein anregender Beitrag zur Förderung derselben.

H. Edelmann.